In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 36. Posen, den 13. Februar 1929. 3. Jahrg.

Zwei Saltzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(34. Fortsetzung.

Justus stand schon unter der Linde, nahm Besserl an der Hand und zog ihn durch die Dunkelheit mit sich fort. Er mochte sein Holzbein wohl mit einem Fetzen umwickelt haben, denn es scholl nur ganz dumpf in das Tappen ihrer Schritte. Eine Tür wurde aufgetan, im Licht einer Unschlittkerze sah Besserl eine kahle Kammer mit Wänden, die bis zur halben Höhe dunkel vor Nässe waren. Ein rostiges Bettgestell aus Eisen, mit einem schmalen Klappbrett am Kopfende und ein alter wackeliger Stuhl ließen nicht viel Auswahl an Sitzgelegenheiten.

Das Bett war offenbar der vornehmere Platz, denn Justus bot es Besserl an, setzte sich auf den Stuhl und bat um Verzeihung, wenn er jetzt sein Holzbein abschnalle, aber es tue ihm so weh, daß er den Stumpf ganz wund gedrückt habe.

Besserl sah ihm zu, wie er das Bein abnahm und seufzend neben sich auf den Boden legte.

„Du wohnst ja nicht gerade fürstlich hier!“ sagte Besserl, indem er sich umschaute. Die Kammer lag wohl neben einem Stall, man hörte durch die Wand das Scheuern eines Tierkörpers an der Krippe und das Klirren einer Kette.

„Unsereiner hat nicht viel Auswahl,“ entgegnete Justus mit einem Versuch, zu lächeln.

„Ich bin ja auch nicht verwöhnt,“ sagte Besserl heiter, „aber du könntest es doch besser haben.“

Und als er Justus so verzichtend die Achsel zucken sah, überkam ihn fast ein gelinder Zorn. Er hatte sich auf seinem Gang durch die Dunkelheit alles genau zurechtgelegt, was er zu sagen hatte, und strebte nun geradenwegs auf sein Ziel los. „Du weißt wohl gar nicht,“ begann er, „daß daheim einer sitzt, der deinen Platz einnimmt? Ich bin auf dem Weg hierher durch dein Dorf gekommen und war sehr erstaunt. Ein Justus Saltzenbrod ist wohl da, aber das bist nicht du.“

Ach, das wußte Justus nur zu gut! Ihm war nicht zu helfen, er mußte es geschehen lassen, der andere, das war nun der richtige Justus, und er hier hatte nichts mehr daheim zu suchen.

„Das verstehe ich nicht,“ sagte Besserl grob, „du hast ihm Haus und Hof und Weib und Kind abgetreten?“

Laut aufstöhnend schlug Justus die Hände vors Gesicht. Zwischen den Fingern quollen mühsame Worte hervor: „Verspielt! Verspielt hab' ich alles. Alles, was mein war, ist sein. Wir haben unser Leben vertauscht.“

Besserl sah ein, daß mit der Grobheit, die Justus noch mehr verstörte, hier nichts getan war, und verlegte sich auf sänftliches Zureden. „Ich erinnere mich noch sehr gut, daß du immer auf die Karten wie verrückt warst. Und immer hast du Pech gehabt. Aber alles hat seine Grenzen. Es ist lächerlich, wenn du dein ganzes früheres Leben aufgibst, weil du nun ein Aß oder um einen Zehner zu wenig in den Karten gehabt hast. Das ist gegen das Gesetz und die Vernunft.“

„Ach, wenn ich auch nur sagen wollte, das Spiel gilt nicht,“ sagte Justus, ohne die Hände vom Gesicht zu nehmen, „so könnte ich doch nicht heim. Gut ich hab' mir ja oft gedacht, es ist gegen Gesetz und Vernunft, und er hat kein Recht, mir alles zu nehmen! Aber ich selbst muß mir sagen, es muß so bleiben, wie es ist. Du weißt ja nicht, was daheim vorgegangen ist und was mich vom Haus fortgetrieben hat.“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Besserl „und es ist auch gar nicht nötig, daß ich es weiß. Aber so viel weiß ich, daß es keinen Grund gibt, der dich zwingt, dein ganzes Leben preiszugeben. Du hast genug mitgemacht, um dich darauf berufen zu können, daß du damit bezahlt hast, was du auch auf dem Kerbholz gehabt haben magst.“

„Mitgemacht hab' ich genug, das ist wahr. Aber das Mitmachen ist dazu da, daß einer dadurch sauberer und besser wird. Mit mir ist es nur immer schiefer und schiefer gegangen, soviel ich auch mitgemacht hab'. Es kann einer ganz im Dreck stecken und doch wissen, daß er die Kraft hat, sich herauszuziehen. Die Kraft hab' ich jedoch nicht. Ich bin bis in die Seele hinein beschmutzt. Als Bettler bin ich hergekommen und hab' noch froh sein müssen, daß ich hier aus Gnade und Barmherzigkeit eine Unterkunft gefunden hab'.“

Jetzt mußte Besserl aber wirklich lächeln und war nun froh, daß Justus noch immer sein Gesicht mit den Händen bedeckt hatte und den Freund nicht sehen konnte. Eine sonderbare Gnade und Barmherzigkeit war das, das mußte man sagen! Wie schlecht mußte es Justus ergangen sein, daß er für dieses scharf geheizte Fegefeuer noch dankbar war! Es war wohl besser, gar nicht erst nachzuforschen, was es alles in sich barg und ob Justus nicht bloß als Kellner, sondern etwa gar noch in anderer Weise darin geröstet wurde. Ach, das war wirklich ein gewaltiger Unterschied, ob einer ein Landstreicher aus Beruf und Neigung war, wie Besserl, oder ein Lump aus Schwäche, wie dieser arme Teufel von Justus!

„Nein, wenn ich mich auch heute wieder in mein altes Leben zurückversetzen wollte,“ fuhr Justus fort, „ich könnte es gar nicht mehr. Schon Rinas wegen nicht. Du hast ja meine Frau gesehen, und du wirst dir wohl gesagt haben, daß sie eine so hübsche Frau ist, wie wenig andere, und daß man eine solche Frau glücklich machen muß.“ Er ließ die Hände vom Gesicht sinken, blickte Besserl scharf in die Augen und schlug dann plötzlich mit der geballten Faust auf den Beinstumpf, der mit einem blutgetränkten Fetzen umwunden war:

„Da schau' her! Schau' dir diese Herrlichkeit an! Kann man einer solchen Frau als Krüppel heimkommen? So heimkommen? Das war es, worüber ich beinahe verrückt geworden bin, damals im Spital. Glaubst du, daß es mir leicht geworden ist, mir das klar zu machen? Aber ich hab' mir's klarmachen müssen, jawohl! Und wie ich dann ins Kriegsgefangenenlager nach Genua gekommen bin und den anderen getroffen hab', da hab' ich gewußt, diese teuflische Aehnlichkeit hat etwas zu bedeuten. Das ist mehr als ein Zufall. Ich

hab' es dem Schicksal überlassen, zwischen uns zu entscheiden, und das Schicksal hat für ihn entschieden, daß er als Justus Saltzenbrod heimkehren soll. Die Karten . . . die Karten waren nur der Fingerzeig, der mir gegeben worden ist! Ja — er ist der gesunde Mensch gewesen, der kräftige, ein ganz anderer Kerl als ich, und so hab' ich ihn mit allem ausgerüstet, daß er daheim den Justus spielen kann und die Rina glücklich macht."

Besserl hatte Justus nicht unterbrochen und ihn immer nur angesehen. Jetzt schien er mit etwas fertig geworden zu sein, kratzte sich am Kopf und brummte ebenhin: „Und nun glaubst du, daß er deine Rina glücklich macht?"

Es war merkwürdig, welchen wilden Ausdruck Justus' Gesicht mit einemmal hatte. „Das muß ich doch wohl glauben," sagte er so laut, als brauche es gar kein Geheimnis zu sein, daß er einen nächtlichen Besucher bei sich habe, dem das Haus verboten war, „das muß ich wohl glauben, sonst hätte das Ganze ja gar keinen Sinn. Ich bin einmal daheim gewesen, nicht im Dorf, nur in der Nähe hab' ich herumgefragt, und bin froh darüber, daß es nicht umsonst gewesen ist, was ich auf mich genommen hab'."

„Ja," sagte Besserl ganz wohlgelaunt, „es ist halt nur merkwürdig, welche Dinge manchmal in der Zeitung stehen." Er grub ein Päckchen aus der Innentasche seines Rockes, das in schwarze Wachsleinwand gewickelt und mit einem breiten Gummiband zusammengehalten war. Schmutzige Papiere waren darin, Wanderpapiere, Soldatenpapiere und überdies ein zerknittertes Zeitungsblatt.

„Lies nur einmal selbst!" Er reichte Justus das Blatt, lehnte sich zurück, mit dem Kopf an die Wand und betrachtete den Lesenden. Ja, so, ganz so, mußte jemand aussehen, der es erfuhr, daß er um eines Irrtums willen dem Licht entsagt hatte, um sich in den Vorgemächern der Hölle herumzutreiben. Es war ja schwarz auf weiß deutlich genug zu lesen, daß der unverehelichte Anton Besserl, Freiwilliger in der Armee Seiner Majestät des Kaisers Maximilian von Mexiko, derzeit auf Urlaub, vom Gericht aufgefordert wurde, sich zur Abgabe seines Zeugnisses in der Untersuchung gegen Justus Saltzenbrod einzufinden, der von seiner Gattin des Betruges bezichtet worden sei.

„Siehst du!" sagte Besserl ganz vergnügt, „ich hab' doch nicht Zeit dazu. Ich kann nicht umkehren, weil ich mich beeilen muß, daß ich nach Mexiko komm', wo mich der Kaiser braucht. Aber ich hab' immer gedacht, es wär' ganz gut, wenn ich Justus finden tät, damit der an meiner Stell' zum Gericht geht."

„Sie selbst hat . . . sie selbst hat ihn angezeigt?" stammelte Justus.

„Ja, es scheint, daß sie halt doch nicht so glücklich ist, wie du geglaubt hast."

„Also doch nicht ganz verspielt!" murmelte Justus, und das Zeitungsblatt fiel aus seiner Hand. Und auf einmal bückte er sich, aber nicht nach der Zeitung, sondern nach dem Holzbein und begann es an den Stumpf zu schnallen. Es sah aus, als wollte er sich schnurstracks auf den Weg machen. Plötzlich hielt er aber inne und sah traurig vor sich hin: „Ich kann nicht fort!" sagte er.

„Ja," meinte Besserl und grinste über das ganze Gesicht, „es wird dir halt hier der Abschied von deiner lieben Hausfrau schwer."

Justus aber hatte keinen Sinn für Späße. „Nein," sagte er noch trauriger, „das ist es nicht. Aber ich hab' keinen Kreuzer Geld auf den Weg."

Besserl fand, es sei ganz gut, Justus' Entschluß durch eine kleine Bosheit zu stärken: „Ich hab' doch selbst gesehen, daß du ein ganz hübsches Trinkgeld bekommen hast. Wozu bist du denn dann überhaupt ein Kellner?"

„Sie nimmt mir doch immer alles fort," sagte Justus ganz kläglich, mit einer solchen Armesündermiene, daß Besserl sich nicht enthalten konnte, laut herauszulachen. Aber als er Justus mit ängstlichem Händewinken bemüht sah, seine Heiterkeit zu beschwichtigen, dämmte er sie selber rasch ab: nein, besann er sich, jetzt durfte kein Hindernis dazwischen kommen, am allerwenigsten eines in Gestalt des feuerspeienden Drachen, der dieses gastlichen Hauses Hüter war.

„Na," flüsterte Besserl, „da wird sich wohl Rat finden." Er kramte an einer unmöglichen Stelle seiner Hose und brachte eine Geldbörse aus Kerzenlicht, eine von der gestrickten Sorte, die wie ein Schlauch mit einem Schlitz ist und durch zwei verschiebbare Ringe geschlossen wird. „Du hast zwar auch schon geteilt," sagte er, indem er den Inhalt aus dem Schlitz fischte und in zwei Häuflein schied, „aber vielleicht trifft du's nicht so gut. So, hier sind zwei Hälften, die eine wandert mit mir nach Mexiko, die andere mit dir nach Haus. Kein Wort! Das bitt' ich mir aus! Du kannst ganz ruhig sein. Ich bring' gewiß noch mehr nach Vera Cruz zurück, als ich mir von dort mitgenommen hab'. Und jetzt legen wir uns beide aufs Ohr, du aufs linke, ich aufs rechte, wir werden uns schon in einem Bett vertragen. Und morgen, ehe die holde Frau dieses Heims ihren Besen besteigt, sind wir über alle Berge."

XXVII.

Die Frau Kerkermeister Kathi Donner hatte das blaurote Tischtuch aufgebreitet und das geblumte Kaffeegeschirr aus dem Kasten geholt. Ein Gugelhupf stand auf dem Tisch, so dick mit Zucker bestreut, daß seine schöne braune Kruste kaum zu sehen war, und ein Kaffee dampfte aus den Scholen, so voll mild-würzigen Wohlgeruches, als solle er in den Mauern der Fronfeste einen Traum vom glücklichen Arabien hervorzaubern.

Die Frau Kerkermeister Donner hatte Besuch bekommen, Besuch von daheim, und da lag ihr natürlich alles daran, zu zeigen, daß man wußte, was sich gehörte, und daß man sich nicht lumpen zu lassen brauchte.

Rina und Frau Sabine waren gleich beim Eintritt in das Gefängnis vom Herrn Kerkermeister Donner mit gemessener Höflichkeit begrüßt worden. Der Herr Untersuchungsrichter habe eben ein Verhör, das noch längere Zeit dauern werde, und sie sollten nur unterdessen auf ein Sprünglein zu seiner Frau kommen. Hierauf hatte er sie durch die langen, kahlen Gänge in seine Wohnung geführt, und nun saßen sie da bei Kaffee und Gugelhupf und hatten bloß zu essen und zu warten bis sie zum Herrn Untersuchungsrichter gerufen würden.

Das war eine Stunde, auf die sich Frau Kathi schon seit Wochen gefreut hatte, seit Justus Saltzenbrod bei ihrem Mann ins Quartier gekommen war.

Sie und ihr Gatte hätten nun damit zufrieden sein können, daß nach und nach fast das ganze Dorf hierher befohlen worden war, und daß alle diese Leute Gelegenheit gehabt hatten, zu sehen, welche wichtige Persönlichkeit Donner geworden sei, und natürlich seine Frau mit ihm. Denn wenn auch die Herren Richter und so weiter vielleicht mehr Wesens von sich zu machen pflegten, so mußte es doch jedem vernünftigen Menschen klar sein, daß sie ohne den Mann, der für sie die Verbrecher in Gewahrsam nahm und wieder ausließ, bloß lauter Nullen gewesen wären. Wie aber jede Freude, auch die ersehnteste, bei ihrer Erfüllung immer noch etwas zu wünschen übrig läßt, so schien ihnen auch diese nicht vollkommen zu sein. Die Leute, die bisher aus dem Dorf in die Fronfeste gekommen waren, die hatten ja damals allesamt zu dem Haufen der Kläffer gegen Frau Kathi gehört, und die konnte man sich nicht gut einladen, um ihnen bei Kaffee und Gugelhupf zu zeigen, zu welchem Wohlstand und Lebensbehagen man es gebracht habe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lage.

Von Rudolf Blümner.

Schon seit einiger Zeit fühlte sich die Lage nicht mehr behaglich. „Wenn ich erst einmal weiß, woran es liegt, daß ich mich nicht so wohl befinde wie früher," überlegte die Lage, „dann liegt der Fall einfacher. So aber bin ich gar nicht in der Lage, wieder hochzukommen. Vielleicht liegt es daran, daß ich gar nicht mehr richtig liege. Ich muß jedenfalls alles daran setzen, hinter meine Lage zu kommen. Aber leider ist es eine verdrießliche Angelegenheit, daß ich von Haus aus zweidimensional bin. Ich kann mich drehen und wenden wie ich will, ich bekomme nicht heraus, in welcher Lage ich mich befinde. Und doch muß ich auf alle Fälle dahinterkommen. Denn mir liegt sehr viel daran, endlich aus dieser unerträglichen Lage herauszukommen. Vielleicht ist auch dem Umstand einige Bedeutung beizulegen, daß ich überhaupt schon viel zu lange liege. Es fehlt mir an Bewegung. Wenn es mir möglich wäre, endlich mal meine Lage zu verändern, wäre ich in der glücklichsten Lage von der Welt. So aber wird man immer mehr zum öffentlichen Gespött. Es ist wahrhaftig keine beneidenswerte Lage, jeden Tag in der Zeitung zu lesen, daß man unverändert sei. Viel Schuld haben auch meine Eltern. Hätten sie mich etwas Vernünftiges lernen lassen, wäre ich nie in diese Lage gekommen. Zu einer angesehenen Stellung werde ich es jetzt kaum noch bringen! Andererseits will ich ja meine Lage auch nicht unterschätzen. Meine ehrlichen Bemühungen, eine Veränderung meiner Lage herbeizuführen, haben ein gewisses Aufsehen erregt. Einer hat mich sogar dieser Tage „kritisch" genannt. Sicher keiner der Dümmsten, ein kluger Kopf. Wenn mich jetzt einer „bedenklich" nennen wollte, dann wäre ich bald aus dieser fatalen Lage heraus. Denn daß ich anfange, zu lebhaften Bedenken Anlaß zu geben, das liegt doch wirklich sehr nahe. Daß man mich verworren nennt und geradezu behauptet, ich sei nicht geklärt, daran liegt mir nicht das Geringste. An mir liegt's wahrhaftig nicht, denn ich lasse es mir weiß Gott angelegen genug sein, eine Klärung meiner Lage herbeizuführen. Nur immer so dazuliegen . . ."

„Wollen Sie nicht endlich mal gefälligst einen Augenblick still liegen bleiben?", unterbrach plötzlich der Federhalter die Lage. „Ich halte das nicht mehr aus. Dieses ewige Hin und Her, Rauf und Runter ist ja zum Verrücktwerden. Was haben Sie denn eigentlich vor, Fräulein? Nehmen Sie doch Rücksicht auf andere!" „Entschuldigen iSe„ sagte die Lage erschrocken, „ich wollte Sie nicht stören. Ich weiß selbst nicht, was mir fehlt. Ich bin wohl in letzter Zeit etwas kritisch geworden. Kein Wunder, denn ich war von Kindes Beinen auf immer sehr bedenklich veranlagt gewesen. Sie müssen Rücksicht auf meine Jugend nehmen. Ich bin doch noch gar nicht geklärt, ganz unübersehbar."

„Unübersehbar? Sie? Nein, Fräulein, so milde wollen wir die Lage doch nicht beurteilen. Sie scheinen sich in sich selbst noch nicht zurecht zu finden. Wissen Sie, was Sie sind? Katastrophal sind Sie, damit Sie's nur endlich wissen."

„Was haben Sie gesagt? Katastrophal? Ist das schlimm? Kann mir das eventuell übel ausgelegt werden?"

„Das Ende ist es, Fräulein, der Anfang vom Ende."

„Aber ich habe doch gar kein Ende, Herr Federhalter. Ich bin ja zweidimensional. Ich weiß nicht einmal, wo ich anfange. Wissen Sie denn das nicht? Sie reden recht unüberlegt. Sie machen mich ganz nervös. Legen Sie sich doch mal einen Augenblick hin und reden Sie etwas gesetzter."

„Nein, Fräulein Lage, Sie stören mich nur, ich schreibe grade über die Lage in Spanien."

„Gibt es denn da auch eine Lage?"

„Auch eine Lage? Sie sind wirklich einzig. Sie bilden sich wohl ein, Sie seien die einzige Lage, was?"

„Ich kann mir keine andere Lage vorstellen."

„So? Dann will ich Ihnen nur soviel sagen: Es wimmelt von Lagen. Die ganze Welt ist voll von Lagen."

„Ich bin platt! Ja, was machen denn die Lagen alle? Liegen die immer nur so rum?"

„Aber liebes Fräulein Lage, das ist doch Sache der Veranlagung. Es gibt Lagen, die sich in einer viel prekäreren Lage befinden als Sie. Kürzlich schrieb ich über eine, die war geradezu verzwickt."

„Was Sie sagen! Das hielte ich nicht aus. Wenn ich verzwickt würde — nein, die Schande würde ich nicht überleben."

„Das sagt man so, Fräulein. Aber so viel Mut aufzubringen, ist keine in der Lage."

„Doch, Herr Federhalter, doch. Es ist mir eine Herzenkangelegenheit. Ich stehe jedenfalls für nichts."

„Aber liebes Fräulein Lage, warum regen Sie sich denn so auf? Niemand hat ja gesagt, daß Sie verzwickt sind. Es steht ja auch ganz bei Ihnen, solchen Angelegenheiten aus dem Wege zu gehen. Mit ein bißchen Mut und Entschlossenheit können Sie sich sogar mit Schick und Eleganz aus der Lage ziehen."

„Wirklich, Herr Federhalter? Mit Schick und Eleganz, sagen Sie? Oh, sprechen Sie; Schreiben Sie! Was soll ich tun? Sehen Sie mich hier zu Ihren Füßen liegen —"

„Aber nicht doch, Teuerste, stehen Sie auf. Setzen Sie sich. Nun denn, Sie können in eine neue Lage kommen, wenn Sie — —"

„Sprechen Sie, schreiben Sie, ich kann alles lesen."

„Sie müssen sich zuspitzen."

„Großer Gott im Himmel! Ich habe es ja geahnt. Ich wollte es mir nur nicht eingestehen. Zuspitzen — auch ich soll mich zuspitzen! So jung und schon zuspitzen."

„Es muß sein."

„Aber das ist ja Selbstmord! Und was wird man von mir sagen? In der ganzen Welt wird es heißen: Die Lage spitzt sich zu. Es ist entsetzlich."

„Wie Sie wollen, verehrteste Lage. Entweder spitzen Sie sich zu oder Sie werden katastrophal. Ein drittes gibt es nicht. Also entschließen Sie sich, denn ich habe wenig Zeit."

„Ich weiß nicht, Herr Federhalter, ich schwanke noch. Wollen Sie mir wenigstens das eine versprechen: Daß Sie mir Ihren Beistand nicht versagen, wenn ich mich zuspitze? Ich bin so hilflos, ich weiß kaum, wie ich mich zuspitzen soll. Ich habe mich noch nie zugespitzt."

„Aber, liebste, beste Lage, fassen Sie Mut. So — liegen Sie eine Weile hübsch still. Jetzt fahre ich ein paarmal auf dem Blatt hin und her. Es tut gar nicht so weh, nicht wahr? Ja, Sie dürfen auch ein bißchen schreien. So, jetzt sind wir schon fertig. Da steht: Die Lage spitzt sich zu. Na, wie fühlen Sie sich?"

„Himmlisch, lieber Federhalter, himmlisch, wie neu geboren. Was Sie alles können. Ich hab' auch fast gar keine Schmerzen gehabt. Und, nicht wahr, das versprechen Sie mir, alle Welt erfährt, daß ich mich zugespitzt habe?"

„Morgen früh, liebes Fräulein, sind Sie in aller Munde."

Schönheitsabend im Irrenhaus.

Daß Irre oft ein stark ausgeprägtes Verlangen nach Putz und schmückenden Gegenständen haben, ist eine in zahlreichen Irrenhäusern zu beobachtende Tatsache. Diese Beobachtung hat einen Arzt im Staatshospital zu Kankakee (Illinois) veranlaßt, sich jahrelang mit Untersuchungen zu beschäftigen, wie weit es dem Befinden des Irren dienlich sei, seinem Verlangen nach Putz und äußerer Schönheit nachzugehen.

Für seine Untersuchungen kamen natürlich nur weibliche Irre in Betracht (!). Tatsächlich konnte nach einiger Zeit, nachdem die Patienten mit allen Mitteln der Kosmetik, der Schneiderkunst verschönt worden waren, eine Besserung ihres Zustandes festgestellt werden. Bis zu welchem Grade diese Verschönerung die Heilung der Patienten möglich macht, ob überhaupt eine völlige Heilung in Betracht kommt, kann nach den bisherigen Ergebnissen noch nicht gesagt werden. Immerhin hat sich der Prozentsatz der Heilungen in der Anstalt von Kankakee um 10 Prozent erhöht.

Dem Beispiel des Irrenhauses von Kankakee folgend, hat man auch das Essex County Hospital in Overbrook die Errichtung einer Schönheitsabteilung beschlossen. Da das Irrenhaus etwa 2000 weibliche Insassen beherbergt, wird der neu einzurichtende Schönheitssalon recht große Dimensionen haben müssen. Die Erfahrung lehrt, daß der einmal geweckte Schönheitssinn der Irren die rascheste und weiteste Entwicklung nehmen kann. So verbringen im Irrenhaus von Kankakee viele Patienten den halben Tag damit, sich zu pudern, zu frisieren, zu manikūren. Sie fühlen sich äußerst wohl dabei und lieben es, in den Spiegel zu schauen. Der ganze Saal gleicht einer Gesellschaft von eleganten, gepflegten Frauen, aber mit wachsender Erschütterung nimmt der Betrachter das irre Lächeln wahr, das auf den Gesichtern dieser Frauen liegt. Alle Mittel moderner Körperpflege findet man hier, nur Lippenstifte würde man vergebens suchen, da sie nach Ansicht der Aerzte gesundheitsschädlich wirken.

Scheintot und eingesargt!

Daß Menschen im Zustande des Scheintodes nach ärztlicher Untersuchung für tot erklärt und begraben wurden, kam in vergangenen Zeiten viel öfter vor als heute, da wir über das Wesen des Scheintodes größere Untersuchungen angestellt und zur Feststellung der Todesursachen ganz anderes ärztliches Wissen zu Hilfe nehmen können. Immerhin geschieht es doch hier und da, daß dieser grauenhafte Vorgang sich abspielt, daß ein Mensch nur scheintot ist und in diesem Zustande eingesargt und begraben wird.

Dieser Tage ereignete sich in Szegedin ein solcher Fall. Die 35jährige Frau eines Landwirts starb plötzlich an einem Herzschlag. Der herbeigerufene Arzt stellte ihren Tod fest, bescheinigte dies in der üblichen Urkunde. Die Tote wurde in der Kammer aufgebahrt, und die Vorbereitungen zur Beerdigung begannen. Noch lag die Tote im offenen Sarge. Jeder wollte einen letzten Blick auf die friedlich Schlafende werfen. Als aber die letzte Stunde kam, mußte der Sarg geschlossen werden. Schon griffen die Sargträger zu, und unter dem Schluchzen der Angehörigen wurde der Sarg aus der Kammer getragen. Da ertönte plötzlich ein grauenhafter Schrei. Im Sarg regte es sich. Die Tote war erwacht. Ihre Hände schlugen gegen den Sargdeckel. Entsetzt ließen die Männer den Sarg nieder. Fieberhaft wurden die Schrauben aus dem Sargdeckel gezogen. Als man den Deckel abhob, lag auf den Totenkissen die Frau, die Augen offen, die Hände ineinander verkrampft. Und endlich kam Leben auch in den Blick; ihre Hände lösten sich. Die Frau erhob sich schwankend, und noch wagte keiner, sie anzufassen, sie zu stützen, denn es war

wie ein Hauch des Grauens um sie. Eine Erscheinung aus dem Jenseits!

Es wurde sofort ein Arzt aus Szegedin herbeigerufen, der feststellte, daß der Schlaganfall nicht tödlich gewesen war. Der Fall erregte berechtigtes Aufsehen und wird weitere Untersuchungen nach sich ziehen.

Der Schuster und der Staatspräsident.

Calvin Coolidge, ehemaliger Präsident von Amerika, ist eine recht bekannte Persönlichkeit. Die wenigsten aber werden von der Existenz des „Führers, Freundes und Ratgebers" des Präsidenten gewußt haben. Das ist der 74jährige James Lucey, ein einfacher Schuster aus Northampton in Massachusetts. Als der junge Calvin noch Student war, hat ihm der kluge Schuster durch seine Lebenserfahrungen den Weg zum Glück gebahnt und ist ihm immer mit Rat und Tat zur Seite gewesen. Diesen Liebesdienst hat der spätere Präsident nicht vergessen, und so wurde Lucey öfters im Weißen Hause empfangen.

Als Coolidge noch im Anherst-College bei Northampton studierte, ließ er sich seine Schuhe von dem Schuster Lucey besohlen. Dieser gewann Anteilnahme für den strebsamen jungen Mann und wies ihn auch auf die politische Karriere hin. Aber in einer anderen, ganz romantischen Angelegenheit hatte der „philosophische Schuster" dem künftigen Präsidenten den besten Dienst getan. Das war die Zeit, in der sich Calvin Coolidge in seine spätere Frau verliebte. Da hatte Lucey ihm gute Tips für das Hofmachen gegeben, das Coolidge damals sicher noch nicht verstanden hat. Er müßte mit dem Mädchen nicht nur über sich selbst, sein Studium oder über Bücher sprechen. Er müßte alles an ihr bewundern und es in überschwenglicher Weise kundtun. Was haben Sie für schöne Schuhe, was haben Sie für schöne Augen! Und wie glücklich wäre der Mann, der Sie einmal heiraten dürfte! Calvin befolgte diesen Ratschlag. Es ging immer besser und besser. Und dann hatte er die Angebetete geheiratet.

Bildpostkarte als Werbung.

Die Werbung durch die Bildpostkarte hat sich auch der Magistrat von Kottbus zu eigen gemacht. Bei dem Presse- und Verkehrsamt der Stadt sind zwei Serien Bildpostkarten von 8 und 10 Stück erschienen, die das originelle Milieu des zweimal jährlich stattfindenden Kottbuser Jahrmarktes veranschaulichen. Die eigenartige Note, die diesen Märkten durch die zahlreichen bunten Wendentrachten aufgeprägt wird, kommt besonders auf einer farbigen Wegekarte zum Ausdruck, die dazu angetan ist, die wachsende Bedeutung — im Gegensatz zu den Märkten vieler anderer Städte — des Kottbuser Jahrmarktes wie die Verkehrsfrequenz der Stadt überhaupt zu steigern.

Kleine Bitte.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt wertvolle und kluge Menschen, die den Fleischgenuß mißachten. Vielleicht gehört ihnen einmal die Zukunft — vorläufig sind sie in hoffnungsloser Minderheit, und auch viele von jenen, die gefühlsmäßig die systematische und bewußte Tötung lebender Wesen nicht ganz in der Ordnung finden, halten es doch für angemessen, zunächst einmal die Anstrengungen auf die Ausmerzung des Krieges zu konzentrieren, als des Zustandes, in dem Menschen sich gegenseitig abschlachten. Der Metzger ist also, wie die Dinge liegen und wie sie noch lange liegen werden, eine Notwendigkeit, und die soziale Funktion, die er ausübt, ist wichtig genug. Trotzdem bleibt bestehen, daß der Vorgang des Schlachtens kein erfreuliches, sondern ein durchaus peinvolles Schauspiel ist, das seine Berechtigung eben nur aus seiner Unumgänglichkeit herleitet. Aber da sieht man nun — und das ist keineswegs eine an eine einzelne Stadt gebundene Erscheinung — oft genug in Fleischergeschäften und Gastwirtschaften an den Schlachttagen Plakate im Fenster hängen, die, meist in miserabler Darstellung, etwa ein Schwein zeigen, das mit äußerst vergnügtem Schmunzeln sich seinem das Messer wetzenden Exekutor anheimbefiehlt und nichts Schöneres sich scheint vorstellen zu können, als für der Menschen Mahlzeit zu verenden. Die Dinge liegen in Wahrheit etwas anders. Das Sterben ist keine ganz so spaßige Sache, auch nicht das Sterben der Schweine. Und wer einmal einen Schlachthof besichtigt hat, weiß, daß die Augen der Opfer kurz vor dem tödlichen Streich ein wenig unruhvoller dreinblicken als auf den optimistischen Bildern. An diesen Plakaten tut einem etwas weh: sie sind nicht fair, sie sind lieblos. Gewiß, es geht nicht an, bei jedem Stück Knackwurst, das man genießt, eine Trauerandacht abzuhalten; aber man soll doch auch nicht so grob verfälschen, was dem Stück Knackwurst vorangegangen ist.

Es ergeht meine Bitte, den Konsumenten nicht länger durch Bilder, deren Optimismus allzu durchschaubar ist, den an sich überflüssigen Gedanken an die Schlachthof-Wahrheit zu provozieren und auf ihren Plakaten zu erweisen, was man den darauf angekündigten Produkten in der Regel ohne weiteres wird zubilligen dürfen: einen guten Geschmack.

Hans Bauer.

Druckfehler.

Aus alten Quellen gesammelt von **Ernst Jucundus.**

(Nachdruck verboten.)

In der Anzeige vom Tode eines Virtuosen las man: „Er dudelte (duldete) drei Jahre."

*

Mehrere hundert Lumpen (Lampen) gaben dem Garten ein magisches Aussehen.

*

Mademoiselle N. ist viel(vier)undzwanzig Jahre alt.

*

In Neapel las man auf einem am Theater Sankt Carlo angeschlagenen Zettel in Riesenlettern die Ankündigung der neuen Oper: „La mula di Portici" („Die Mauleselin von Portici") anstatt „Ma muta die Portici" („Die Stumme von Portici").

*

In einer öffentlichen Einladung stand: „Das unsinnige (kunstsinnige) Publikum..."

*

In einer alten Ausgabe der Gedichte von Herder, wo die Verse vorkommen:

„Heiter sind des Schicksals Mächte,
Keine schwarzen Furien . . .",

stand zu lesen:

„Heiter sind des Schicksals Mächte,
Kleine schwarze Furien . . ."

*

In einer Buchbesprechung hieß es: „An diesem Dichter bewundert man vorzüglich seine Seichtigkeit (Leichtigkeit)."

Aus aller Welt.

Schicksal einer Tänzerin. Im Jahre 1889 „La Goulue", nach ihrem Mädchennamen Luise Weber, im Moulin Rouge eingezogen. Die Karriere des neuen Sterns war eine typisch pariserische. Mit sechzehn Jahren war sie Weißwäscherin, mit siebzehn Jahren Star in Moulin Rouge. Sie war umschwärmt von den Montmartre-Literaten und den Künstlern jener Epoche. Renoir hat sie gemalt. Für Toulouse-Lautrec bedeutet sie die künstlerische Inspiration. An Ruhm erreichte sie denjenigen Renoirs. Sie pflegte aber melancholisch zu sagen: „Ich tanze, man wird mich vergessen. Er malt — er wird bleiben."

Sie hat richtig prophezeit. Anfang 1900 war sie bereits vergessen. Paris hatte andere Sensationen. Mit den Resten ihres Vermögens versuchte sie, eine Menagerie einzurichten. Sie war damals dreißig Jahre. Mit vierzig war sie ruiniert. Ihre letzten Jahre verlebte sie in einem Marktwagen, für den sie monatlich zwanzig Francs Miete zahlte. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie durch den Verkauf von Blumen an den Eingängen der Pariser Theater. Die Krankheit ist schnell mit ihr fertig geworden. Sie hatte keinen Sou mehr, als sie ins Spital gebracht wurde. Von ihren früheren Verehrern war sie vergessen. Eine interessante Bilderserie aus den verschiedenen Epochen dieses Lebens bringt das „Illustrierte Blatt" Frankfurt a. M. in seiner neuesten Nummer (Nr. 7). Das gleiche Heft enthält u. a. lebendige Photos zu dem großen Berliner Bankraub. Vom Immertreu-Prozeß hat G. G. Kobbe eine Seite beigesteuert. Ein Bilderartikel befaßt sich mit dem Leben amerikanischer Studentinnen. Aktuelles, Humor und Theater sind reichlich vertreten. Das Heft ist von Anfang der Woche an zu haben.

Karl-Goldmark-Ehrungen in Ungarn. Der ungarische Staat plant zur Wiederkehr des 100. Geburtstages Karl Goldmarks (geb. 30. Mai 1830) umfangreiche Feiern. Den Beginn hat man damit gemacht, daß man den Grundstock zu einem Goldmark-Museum in Budapest gelegt hat. Der ungarische Staat hat für die ungarische Landes-Musikhochschule den gesamten Handschriftennachlaß des Komponisten erworben, darunter sämtliche Original-Partiturmanuskripte der Opern Goldmarks, ferner das Klavier des Meisters, zahlreiche Reliquien, Dokumente und Bilder. Diese Erwerbungen bilden den Grundstock zu einem Goldmark-Museum.

Fröhliche Ecke.

Anekdote. Als Max Pallenberg einmal in München gastierte, wohnte er bei einem Bekannten.

Von einem Spaziergang zurückkommend, fragte er die Pförtnersfrau:

„Wie geht's immer?"
„Oh, dank schön, der Herr, gut."
„Heute hätte ich beinahe Ihren Mann gesehen."
„Warum denn beinah?"
„Ihr Mann ist doch Dienstmann mit der Nummer 36?"
„Ja, freili."
„Sehen Sie! und ich habe einen Dienstmann mit der Nummer 35 gesehen . . .!"

„Eduard — wir wollen uns wieder vertragen. Ich erlaube dir — die neue Sachlichkeit, und du kaufst mir einige sachliche Neuheiten!" **(„Fl. Bl. und Meggend.-Bl.")**